



Antonia Giordano

«Als erste Frau an der Jazzschule war ich eine Exotin»

Theodora Peter

Foto: Pia Neuenschwander

Als Musikerin steht die Jazzgitarristin Antonia Giordano mit grossen Talenten auf der Bühne. Als Musikpädagogin setzt sie sich dafür ein, dass auch vermeintlich Unbegabte einen Lernzuwachs haben. Diese Philosophie vermittelt die Dozentin den Studierenden an der Pädagogischen Hochschule in Bern.

Die blaue Gitarre ist ihre Rockgitarre. Diese schliesst Antonia Giordano an den Verstärker an, wenn sie mit der Band Vandango auftritt und «meine spätpubertierende Phase» auslebt, wie die bald 53-jährige Musikerin und Hochschuldozentin augenzwinkernd sagt. Auch die übrigen Bandmitglieder – Marianna Polistena, Thomas Wild und Mauro Zompicchiatti – sind gestandene Musikprofis, die ihre Spielfreude bei schnörkellosem Rythm 'n' Blues ausleben. Als Jazzgitarristin tritt Antonia Giordano nebenberuflich auch mit dem renommierten Trompeter Peter Schärli, der Sängerin Sandy Patton und dem Bassisten Thomas Dürst auf – derzeit mit dem Swing-Jazz-Projekt «Don't Change Your Hair for Me». Der Name ist eine Anspielung auf eine Songzeile aus «My Funny Valentine» – einer der bekanntesten und meistgespielten Jazzballaden.

Antonia Giordanos Herz schlägt für die Musik, seit sie sich als 13-Jährige erstmals die Gitarre ihres Bruders umhängen durfte. «Von diesem Moment an war die Musik meine Welt.» Bereits als 15-Jährige spielte sie zusammen mit 18- und 19-jährigen Musikern in einer Band. «Da ich noch minderjährig war, mussten meine Kollegen jeweils meine Eltern um Erlaubnis bitten, wenn wir einen Konzertauftritt hatten», erinnert sie sich schmunzelnd. Als Jugendliche wollte Antonia Giordano alles auf die Karte Musik setzen, was im Elternhaus zunächst auf Skepsis stiess. Als sie dann nach einem Vorjahr an der Kunstgewerbeschule die Aufnahmeprüfung an der Berner Jazzschule bestand, wurde der Weg für ihren Traumberuf frei.

«Als erste Frau an der Jazzschule war ich eine Exotin.» Die Erfahrung, dass es für sie als Jazzgitarristin keine weiblichen Vorbilder gab, habe sie stark geprägt. «Ich musste mich immer wieder beweisen.» Dies ging so weit, dass sie beim ersten Vorspielen während der Aus-

bildung von zahlreichen Mitstudenten kritisch beäugt wurde. «Die Gitarrenschüler anderer Jahrgänge sasssen im Publikum, um zu schauen, ob ich wohl zu Recht an die Schule aufgenommen worden war.»

Nach der Ausbildung setzte Antonia Giordano voll auf die Karte Musik. «Ich habe gespielt wie verrückt, überall und mit wem ich konnte.» Giordano spielte in zahlreichen Bands, unterschiedlichsten Projekten im In- und Ausland und mit namhaften Musikern wie Andy Scherrer,

«Wir müssen weg von einem Musikunterricht, der auf dem Prinzip von Vormachen und Nachmachen basiert.»

Vince Benedetti, Herbie Kopf oder Dom Um Romao. Ende der 1980er-Jahre flog sie über den Atlantik, um ihr Glück in der nordamerikanischen Musikszene zu versuchen. Die Aufenthalte in New York fielen für die Gitarristin, die sich selbst nie in den Vordergrund drängte, ernüchternd aus. «Ich hätte mich selber stark vermarkten und kommerzieller spielen müssen. Und das passte einfach nicht zu ▶

meiner Persönlichkeit.» Um eine international erfolgreiche Karriere zu starten, müsse man einen «Fussabdruck mit Wiedererkennungswert» hinterlassen – etwa so, wie die Schweizer Musikerin Sophie Hunger es geschafft habe.

In diesen intensiven Jahren kamen Giordanos beide Kinder zur Welt. «Ich wollte das mit der Musik dennoch durchziehen.» War sie auf Tournee, wartete im Hotel ihre Mutter mit dem zu stillenden Baby auf sie. «Ich war damals als Superwoman unterwegs.» Zwar übernahm ihr Partner zu gleichen Teilen die Familienverantwortung. Trotzdem brachte sie das Leben auf Achse kräftemässig an ihre Grenzen. «Nach fünf bis sechs Jahren war ich ausgepowert.»

Zur Jahrtausendwende zog sie sich vorläufig aus dem Musikgeschäft zurück und begleitete ihren Mann – den Lehrer Heinz Mürset – für drei Jahre nach Ghana. «Es

sondern sie dazu befähigt, vorher gelernte Rhythmus-elemente spielerisch zu variieren.

Diese Philosophie des «sinnstiftenden Lernens» vermittelt sie als Dozentin den Studierenden an der PH Bern. Dazu gehört auch ein professionelles Rollenverständnis. «Viele sind geprägt von der Vorstellung eines Musiklehrers, der als Künstler alles ein bisschen lockerer nimmt und sich nicht an Vorgaben halten muss.» Gegen dieses Klischee wehrt sie sich mit aller Kraft. «Mir ist es wichtig, die Rollen strikt zu trennen. In der Schule bin ich Musikpädagogin und nicht Musikerin.» Auch setzt sie sich dafür ein, dass der Musikunterricht nach einheitlichen Standards vermittelt wird – wie dies bei Mathematik oder allen anderen Fächern auch gilt. «Dass es bis heute im Kanton Bern kein einheitliches Musiklehrmittel gibt, ist eigentlich unhaltbar.» Kommt dazu, dass der Musikunterricht in den Stundenplänen oft in Randstunden oder als Auflockerung eingeplant wird. «Das sagt doch einiges darüber aus, welche Bedeutung man diesem Fach einräumt», bedauert Giordano.

Grosse Hoffnungen setzt die Ausbilderin auf den Lehrplan 21. «Wenn wir die darin geforderte Kompetenzorientierung ernst nehmen, braucht es einen intensiven Dialog darüber, wie und was gelehrt wird.» Heute existierten nach wie vor riesige Unterschiede in der Gestaltung des Musikunterrichts. «An der einen Schule wird bis zur 9. Klasse ausschliesslich gesungen, in einem anderen Schulhaus setzt man auf Musicals, und am dritten Ort fördert man Schülerbands.» Giordano stört sich nicht an der Vielfalt, hingegen daran, dass sich Musiklehrpersonen kaum über gemeinsame Standards und Methoden austauschen. «Im Gegensatz zu anderen Fächern wird bei Musik selten nach einer Jahresplanung gefragt, obwohl der Lehrplan eine solche Planung eigentlich vorschreibt.»

Wichtig ist Antonia Giordano auch, dass Kinder und Jugendliche im Musikunterricht positive Erfahrungen machen können. «Viele sind nach wie vor von der Vorstellung geprägt, dass sie unbegabt sind.» Sie erlebe immer wieder, dass Schülerinnen und Schüler sie vorwarnten: «Frau Giordano, von mir müssen Sie nichts erwarten, ich habe kein Musiktalent.» Auch dagegen wehrt sie sich: «Als Musikpädagogin bin ich nicht da, um Talente zu fördern.» Vielmehr gehe es wie in allen anderen Fächern darum, ein Lernumfeld zu schaffen, «in dem alle einen Lernzuwachs haben, ob sie begabt sind oder nicht». Es dürfe nicht sein, dass Schülerinnen und Schüler die 45 Minuten Musiklektion als sinnlos und langweilig empfänden, weil sie kein Instrument spielten oder nicht gut singen könnten.

Auch als Hochschuldozentin hat Antonia Giordano einen Fuss in der Volksschule behalten. Jeweils am Montag unterrichtet sie als Musiklehrerin am Gymnasium Lerberrn an den Spezialsekundarklassen. Die Lektionen finden in den Katakomben unter der Aula statt, wo für die Schülerbands ein Musikkraum eingerichtet wurde. Die zehn Siebtklässler des Freifachs schleifen mit ihrer Lehrerin an einer Coverversion des Michael-Jackson-Hits «Beat It». Als Antonia Giordano 13 Jahre alt war, gab es dieses Angebot nicht. Sie hat es auch so geschafft, «weil ich es unbedingt wollte».

«Mir ist es wichtig, die Rollen strikt zu trennen. In der Schule bin ich Musikpädagogin und nicht Musikerin.»

war schon immer sein Traum gewesen, an der einzigen Schweizerschule in Afrika zu unterrichten.» Antonia Giordano wollte in Accra aber nicht nur das Leben als Expatriat-Familienfrau führen. So bot ihr die Schule ein Pensum als Musiklehrerin an. Aus heutiger Sicht sei kaum mehr vorstellbar, dass man sie damals ohne didaktische Ausbildung angestellt habe. «Ich unterrichtete einfach frischfröhlich drauflos.» Die Musikerin brachte zwar grosses Fachwissen mit und hatte Erfahrung mit Einzel-Gitarrenunterricht, hatte aber noch nie als Lehrerin vor einer Gruppe gestanden.

Nach der Rückkehr aus Ghana arbeitete sie als Musiklehrerin an einer Schule in Rüfenacht und holte parallel dazu das Fachpatent am damaligen Sekundarlehrnach. «Das war mein Start ins Lehrerinnendasein.» Seither treibt sie die Frage um, die sie bis heute als verantwortliche Fachdidaktikerin an der Pädagogischen Hochschule (PH) beschäftigt: Wie lernt man Musik? «Musik ist wie eine Sprache. Ich muss eine innere Vorstellung davon entwickeln, damit ich diese Sprache benutzen kann und nicht nur Hieroglyphen vor mir sehe.» Diese innere Vorstellung müsse man schulen, was auch auf einem ganz einfachen Niveau möglich sei. «Wir müssen weg von einem Musikunterricht, der auf dem Prinzip von Vormachen und Nachmachen basiert.» Vielmehr gehe es darum, ein Unterrichtssetting so aufzubauen, dass man den Lernenden zum Beispiel nicht einfach eine Taktfolge vorgibt,